

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871

40 (1.10.1871)

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt

Wöchentlich einen halben Bogen.
Durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu bestellen.
Inserate: die gespaltene Petit-
zeile 3 kr. — 1 Sgr.

für das

Großherzogthum Baden.

Preis halbjährlich 1 Gulden
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel
halbjährlich 1 fl. 15 kr. — 25 Sgr
Preis einer Nr. 3 kr.

N. 40.

Sonntag, den 1. Oktober

1871.

Inhalt: Ein Rückblick auf die Generalsynode II. — Deutsche Nationalkirche. — Die schweizerische Predigerversammlung in Schaffhausen I. — Ein Freiwilliger (Fortsetzung). — Kirchliche Nachrichten. — München. — Berlin. — Braunschweig. — Halle. — Pest. — London. — China. — Diakonissenhaus. — Anzeigen.

Ein Rückblick auf die Generalsynode.

II.

Somit bezeichnet die Synode von 1871, wenn man so will, eine Zeit des Waffenstillstands. Die brennenden und scheidenden Fragen sind vertagt worden. Was unsere Gegner hierzu bewogen hat, habe ich hier nicht zu untersuchen; ich will nur das aussprechen, daß dies nicht etwa in Folge einer gegenseitigen Nachgiebigkeit, oder eines Compromisses geschehen ist. Es hatte einen andern und, wie ich glaube, einen tieferen und guten Grund. Einmal haben die Synoden nicht die Bestimmung, der Schouplag für allgemeine Prinzipienlämpfe zu sein, wenn diese nicht mit vorliegenden praktischen Fragen in Verbindung stehen. Große Kirchenpolitik zu treiben und darüber das Einzelne im Haushalt der Kirche versäumen oder führen, das wäre keine Treue. Aber auch ein Anderes ist nicht zu übersehen. Die großen Entscheidungsfragen, welche unsere Landeskirche bewegen, sind nicht vatikanische Fragen und werden auch nicht in Baden entschieden, sondern sie bestehen mehr oder weniger allenthalben in der evangel. Kirche. Es ist nicht bloß menschliches Unterfangen, sondern auch göttliche Fügung, daß die evangel. Kirche in unserer Zeit von den tiefen Gegensätzen des Glaubens und Unglaubens der Christlichen und der sog. modernen Weltanschauung zerklüftet ist, welche nicht anders als durch die Kräfte und Gaben, die Gott der ganzen Kirche gegeben, durchgearbeitet und geheilt werden können. Dazu gebt denn auch bei aller Treue gegen das Bekenntniß, welches Gott unserm Gewissen anvertraut hat, die Secula, die nicht voreilig auf einen Abschluß drängt, wo nur ein allmähliges Heilungsverfahren helfen kann. Von dem Gang, den die religiösen und kirchlichen Fragen in der ganzen deutschen evangel. Kirche nehmen werden, wird auch für unsre Landeskirche Vieles abhängen. Aber wir werden für uns allein nicht damit fertig. Denn unsre Aufgabe besteht nicht darin, daß wir alles Neue als unberechtigt abweisen; gewiß wird Gott, wie er es noch in allen solchen ernsten Zeiten gethan hat, auch in dieser der Kirche neue Wege zeigen, auf denen sie die alte Wahrheit zum Segen für die Völker machen kann. Da ist es denn schon ein großer Gewinn, daß das Band des neuen deutschen Reiches, welches auch die einzelnen Landeskirchen und ihre Aufgaben einander näher bringen wird, die Gemeinsamkeit der Arbeit für die Kirche Christi in erhöhtem Maße in dem Bewußtsein der deutschen Christen erweckt hat.

Die Haltung der Synode war daher der natürliche Ausdruck unsrer wirklichen Lage. Wissen Blick weit genug ist, um diese Lage zu überschauen, der wird dies verstehen. Der schärfste kirchliche Gegensatz, welcher bei uns besteht, knüpft sich an die Forderung einer sogenannten Gleichberechtigung der beiden Richtungen. Wir würden die Grundlage unsrer ganzen kirchlichen und christlichen Ueberzeugung umstürzen, wenn wir zustimmen wollten, daß jener Satz zum Grundgesetz unsrer Kirche gemacht würde.

Weil wir von dieser Gleichberechtigung, welche die Gemeinschaft des Glaubens in der Kirche aufhebt, gewissenhalber nichts wissen wollen noch können, hat uns die herrschende Partei fast überall wo sie nur konnte, die faktische Gleichberechtigung versagt. Die Wahlen in den Synodalausschüssen, welche übrigens nicht aus einer gegenseitigen Ueber-einkunft hervorgegangen sind, bilden die erste nennenswerthe Ausnahme. Ich wüßte aber nicht, welcher Synodalbeschluss unter unsern jetzigen Verhältnissen uns aus diesem ungeliebten Gegensatz herausgeführt hätte. Doch gerade unter einer solchen Spannung der Gegensätze ist das ein großer Gewinn, wenn die Gegenüberstehenden durch gemeinsame Arbeit an bestimmten praktisch kirchlichen Aufgaben einander näher treten und finden, daß trotzdem noch ein großes Feld für gemeinsame Thätigkeit in der Kirche vorhanden ist. Unsere Gegner müssen einsehen, daß es unsre Meinung nicht ist, alle anderen Ansichten aus der Kirche zu verdrängen, durch gewaltsames Eingreifen jeden Gegensatz zu überwinden und nach einem beschränkten menschlichen Maßstab alle Geister zu messen. Wenn sie uns näher kennen lernen, so erfahren sie, daß auch wir von einem mechanisch-gesetzlichen Wege die Heilung unsrer Zustände nicht erwarten, sondern geistliche Dinge geistlich gerichtet haben wollen, und daß wir insbesondere jede aufrichtige Arbeit für die Kirche, jede treue selbstverleugnende Thätigkeit in ihr, jeden Zug zu Christo und seinem Worte anerkennen. Und wir machen die Erfahrung, daß an unsern Gegnern trotz mancher theoretischen Anschauung, welche wir nicht billigen können,

mehr Gutes ist, als wir erwartet hatten, daß Viele von ihnen doch nicht geneigt sind, die göttliche Wahrheit und ihre Verkündigung dem Belieben eines jeden Einzelnen preiszugeben. Können wir auch jetzt nicht einig werden und lassen wir es uns auch nicht nehmen, unsrer Ueberzeugung unerschütterlich treu zu bleiben und gegen alles Unevangelische aufzutreten, so lernen wir doch einzuweichen einander im Leben besser zu vertragen, und dem Kampf der Gegensätze das persönlich Bittere und Verlegende abstreifen. Das wird aber unsrer heiligen Sache nur zu gut kommen. Der Streit darf ja auch wohl zum Weltstreit werden, wer am meisten Liebe zur Kirche, Treue gegen den Herrn und Gehorsam gegen sein Wort aufzuweisen hat, wo die Früchte des Evangeliums am besten reifen, wo der kirchliche und religiöse Sinn am erfolgreichsten geweckt und gepflegt, überhaupt wo schließlich die Beweisung des Geistes und der Kraft erbracht wird.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die großen Erfahrungen der letztvergangenen Zeit in dieser Beziehung an unsrer Kirche nicht spurlos vorübergegangen sind. Unsre Zukunft steht zwar nicht in der Menschen, sondern in Gotteshand, aber wir dürfen doch, glaube ich, der Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern Raum geben, sofern wir es nicht unsrerseits daran fehlen lassen, daß wir unsre volle Schuldigkeit thun. Die Bogen unsres kirchlichen Lebens gehen nicht mehr so hoch wie in den sechziger Jahren; wird dem Schiffslein unsrer Landeskirche jetzt eine etwas ruhigere Fahrt zu Theil, so dürfen wir schon Gott dafür danken. Und hierin wird am Ende die eigentliche Bedeutung der Synode von 1871 liegen, wenn sie auch allerdings keine großen Thaten vollbracht hat und im Einzelnen zu erheblichen Ausstellungen Anlaß geben mag.

Dr. Mühlhäuser.

Deutsche Nationalkirche.

Die großen Ereignisse des Jahres 1870 und 1871, welche für Deutschlands Einheit, Macht und Größe in national-politischer Hinsicht so wichtige Folgen gehabt haben, müssen auch auf religiös-kirchlichem Gebiet ihre Wirkung äußern. Eine reichere Entfaltung des deutsch-christlichen evangelischen Lebens in Lehre und Leben, ein regerer Austausch der Gaben des Geistes, ein einseitliches Zusammenfassen der positiv christlichen evangelischen Kräfte gegen das Widerchristenthum und gegen den Materialismus, wie gegen den jesuitischen Ultramontanismus muß die Frucht der großen Erhebung unseres Volkes sein. Dieses Gefühl spricht sich auch in mannigfaltiger Weise bereits aus, in der Presse wie in offiziellen (Synoden) und freien kirchlichen Versammlungen; aus diesem Bedürfnis ist auch die Berliner Oktoberversammlung berufen worden.

Am 20. September hat die schon seit einigen Jahren freundnachbarlich zusammentretende freie kirchliche Versammlung Württembergischer und Vatikanischer Kirchglieder, besonders Geistlicher in Württemberg die Frage einer deutschen Nationalkirche zum Gegenstand ihrer Besprechung gemacht. Es waren 50 bis 60 Männer beisammen, die ihre Gedanken brüderlich austauschten auf der Grundlage positiv-evangelischer Ueberzeugung. Es wurde daher von vornherein eine Nationalkirche, wie sie etwa der Protestantenverein anstrebt, abgewiesen, ebenso eine Hoffnung, mit der römischen Kirche zusammen eine gemeinsame deutsch-christliche Kirche zu bilden, als in zu weiter Ferne liegend und nach dem vermaligen Entwicklungsstand dieser Kirche als unwahrscheinlich betrachtet. Eine eigenthümliche Färbung bekam aber die Besprechung dadurch, daß der separat-lutherische Geistliche Frommel von Ispringen aus confessionell-lutherischen Gründen den Gedanken an eine deutsche Nationalkirche von seiner gefährlichen Seite darstellte und daher verwarf.

Wir wollen unsern Lesern nicht den ganzen Gang der Verhandlungen mittheilen, wohl aber dürfte eine Zeichnung der hervorragendsten Gedankenbilder, die von einigen Rednern uns über eine deutsche Nationalkirche vorgeführt worden sind, auch in weiteren Kreisen Interesse haben und anregend wirken.

Helfer Schmidt von Stuttgart entsprach in seinen Sätzen wohl am meisten den Ansichten und der Stimmung der Anwesenden und wir theilen daher seine Gedanken am ausführlichsten mit. Er behandelte die Fragen in drei Abtheilungen, indem er 1) von dem Recht, 2) von

dem Bedürfnis, 3) von der Möglichkeit der Ausführung des deutsch-nationalkirchlichen Gedankens sprach.

I. Recht.

- 1) Das Recht einer Nationalkirche wird prinzipiell vom römischen Katholizismus verneint unter Berufung auf den supranaturalen Ursprung der Kirche, vermöge dessen ja eben die nationalen Differenzen durch die Kirche ausgeglichen werden sollen. Dem Zerfallen der Nationen in völlige nationale Selbstsucht — den ewigen Kriegen und Kämpfen der Nationen gegenüber müsse die Kirche ein übernationales Band bilden oder noch besser eine übernationale richterliche Macht, welche alle diese Kämpfe mit der Zucht eines unfehlbaren Lehramtes schlichte.
- 2) Dagegen ist zu sagen, daß der supranaturale Ursprung des Christentums die natürlichen Unterschiede nicht auslöschen will, daß die Verschiedenheit der Nationen so gut eine göttliche Ordnung ist, als die Verschiedenheit der Geschlechter, Stände u., und daß das Christentum diese Verschiedenheiten zwar zu einer Harmonie bringen will, aber innerlich nicht äußerlich — und sofern der Mensch bei der Aufnahme göttlicher Wahrheit und Liebe nicht lediglich passiv ist, sondern nach seiner eigentümlichen geistigen Bestimmtheit, das was ihm von Oben mitgeteilt ist auch wieder verarbeitet und ausgestaltet, läßt das Evangelium eine gewisse Freiheit der kirchlichen Gestaltung und Durchführung seines neuen Lebens in den äußeren Verhältnissen von Anfang an offen, ohne darum auf die Einheit der Gläubigen zu verzichten.
- 3) Thatsächlich ist auch die Kirche von Anfang an Nationalkirche gewesen. Die Judenkirche und Heidenkirche unterschied sich in Verfassung, äußerer Lebensgestaltung und Ceremonien von Anfang an, — ohne daß darum an der Zusammengehörigkeit beider Theile gezweifelt wurde.
- 4) Verneint wird aber der Gedanke einer Nationalkirche bis zu einem gewissen Grade auch von der lutherischen Partei, indem sie zwar die Möglichkeit nationaler Ausgestaltung der Kirchen im Aeußeren nicht bestreitet, — aber die Einheitlichkeit in der Lehre so sehr als das die Kirche bestimmende Prinzip ansieht, daß jede Differenz in Bezug auf diese die Zusammenfassung der Nation in einer kirchlichen Gemeinschaft unmöglich machen muß. Wenn sie auch keine Verfassung und keine Cultusformen als supranatural gesetzt behauptet, so ist sie doch geneigt die reine Lehre als wesentlich supranatural und außer den Einfluß der nationalen Eigentümlichkeit gestellt, anzusehen.
- 5) So gewis nun allerdings das Christentum kein nationales Produkt ist, so gewis die Grundwahrheiten des Evangeliums schlechthin allgemeingültig und übernational sind, so ist es doch unmöglich die Lebensgestaltung schlechthin dem Einfluß des nationalen Geistes entziehen zu wollen. Es ist der große Unterschied des Christentums von allen vorchristlichen Religionen, daß es missionirt auf der einen Seite und wie in die Familien, so auch in die Nationen auf der anderen Seite das Schwert bringt und sie zerreißt und eine deutsche Nationalkirche dürften immermehr wagen wollen, den Riß, den das Evangelium durch die Nation thatsächlich gemacht und den in einer anderen Richtung hin der Abfall und Unglaube immer wieder und immer neu unter uns macht — auslöschen zu wollen, — aber daß auch das consentire do doctrina (Ubereinstimmen in der Lehre) sein Maß hat, was beweist eben die apostolische Kirche. Denn Niemand wird behaupten wollen, daß die Lehredifferenz zwischen der Judenkirche und Heidenkirche geringer gewesen sei, als zwischen deutschen Lutheranern und deutschen Reformirten und dennoch fühlten sich die beiden Theile Eins im Glauben. Und wenn wir mit den Lutheranern gerne zugeben, daß eben die lutherische Kirchengestalt dem deutschen Wesen am meisten entspricht, so können wir doch nicht vergessen, daß es gerade wieder die Eigentümlichkeit deutscher Art ist sich wieder in einzelne Schattierungen zu individualisieren, daß darum allerdings eine deutsche Nationalkirche so wenig als der deutsche Nationalstaat eine uniforme Kirche sein kann, daß aber gegen die Zusammenfassung aller auf dem Grunde evangelischer Wahrheit stehenden Einzelkirchen zu einem die freie Bewegung der einzelnen Theile nicht hindernden Einheit an sich kein Bedenken obwalten kann.

Die schweizerische protestantische Predigerversammlung in Schaffhausen.

I.

Vom Oberrhein, 20. August. Während die Generalsynode unserer bairischen evangelischen Landeskirche in Karlsruhe tagte und über mancherlei wichtige Fragen sich beriet und Beschlüsse faßte, haben auch wir hier oben das Vergnügen gehabt, einer größeren und wichtigeren Versammlung von Geistlichen anzuwohnen, nämlich derjenigen der protestantischen Schweizer-Prediger-Gesellschaft, welche am 8. und 9. August d. J. in Schaffhausen tagte, nachdem sie bereits im vorigen Jahr hierher angefangen, aber wegen der kriegerischen Ereignisse wieder abbestellt worden war. Da in dieser Versammlung sehr wichtige Zeitfragen besprochen wurden, so dürfte es für die Leser Ihres geschätzten Blattes nicht unangenehm sein, die Ansichten unserer benachbarten Schweizer-Protestanten, mit denen wir in so naher kirchlicher Berührung stehen, zu erfahren. Weil die gehaltene Festpredigt und die beiden Hauptreferate im Druck erschienen, wohl aber nicht Jedermann zukommen werden, wollen wir uns auf eine kurze Darlegung beschränken und sehen, wie viel Nutzen wir auch für unsere Verhältnisse aus den gehaltenen Vorträgen ziehen können.

Am Montag den 7. August, Nachmittags, wurden die angekommenen Festgäste im schönen Casino durch Pfr. Frauenfelder aus Unterhallaun

freundlich begrüßt. Am Dienstag den 8. August früh begann die Feierlichkeit, indem der Zug der Versammelten sich vom Rathhaus in die Münsterkirche bewegte, um dort die Festrede des Hrn. Pfarrers Schenkel anzuhören. Dieselbe wurde über Röm. 12, 18 gehalten, handelte von des wahren Friedens Nothwendigkeit, Möglichkeit und Bedingungen, und machte einen guten Eindruck, „daß nur Christus gepredigt werde“, und der Zug zu Ihm gespürt werde, war die Grundbedingung. Von der Kirche bezog man sich in das Versammlungszimmer der Prediger-Gesellschaft, nämlich in die neue prächtige Mädchenschule, welche eher einem Universitätsgebäude oder einem Polytechnikum gleich sieht. Schön war aber nicht bloß der stattliche Bau, sondern auch das außen und innen angeschriebene Loosungswort der Stadt Schaffhausen: Deus spes nostra est, Gott ist unsere Hoffnung. In diesem Sinne, worauf schon Pfr. Frauenfelder hingewiesen, eröffnete der Präsident, der Schaffhauser Antistes, Pfarrer Wegger von Neuhausen, die Versammlung mit Gesang, Gebet und einer Ansprache. Er wies auf die bisherigen Versammlungen der Prediger-Gesellschaft hin, namentlich auf die zwei, welche 1842 und 1856 in Schaffhausen getagt hatten, erwähnte, daß diese Stadt am 10. August 1501 der schweizerischen Eidgenossenschaft beigetreten sei und 1529 zugleich mit Basel die Reformation bei sich eingeführt habe, redete von den seitherigen Kirchenmännern, die Schaffhausen gehabt, oder die aus andern Cantonen zeitweise bei ihm segensreich gewirkt; gedachte insbesondere des früheren Versammlungspräsidenten, des vor 2 Jahren verstorbenen Delans Dr. Joh. Kirchofer, über welchen bei dem Festmahl einem jeden Gast eine schöne Lebensbeschreibung eingehändigt wurde, betonte, daß die Predigerversammlung unter den getrennten Schweizerkirchen ein Bindeglied, und daß namentlich auch die Schaffhauser Kirche zwischen den entgegenstehenden Parteien eine Vereinigung herzustellen und darzustellen berufen sei. Was die schon für das letzte Jahr vorgeschlagenen Verhandlungsgegenstände betreffe, so haben sich die Committee nach dem deutsch-französischen Krieg und nach der Unfehlbarkeitsklärung des Papstes gefragt, ob die beiden Themata, die kirchliche und die sociale Frage, jetzt auch noch zeitgemäß seien; und habe gefunden, sie seien es noch mehr, als vorher.

Das erste Thema lautete: Welche Aufgabe stellt die Gegenwart an die schweizerisch-reformirte Kirche bezüglich der kirchlichen Verfassungsfragen? Es wurde behandelt von Antistes Dr. Finkler in Zürich, früherem Pfarrer in Berg, nicht weit von Schaffhausen, welcher einst mit Prof. Hagenbach in Basel das vermittelnd wirkende Kirchenblatt für die reformirte Schweiz herausgegeben hatte. Das Referat, welches er mit großer Bescheidenheit einleitete, es wüßten nach umgekehrtem Sprüchwort in Bezug auf seine Arbeit große Ursachen keine Wirkungen gehabt haben, war fleißig und umsichtig ausgearbeitet, benützte die schriftlich eingesendeten Ansichten und suchte sie auf einen vermittelnden Standpunkt zu vereinigen, ohne aber den Eindruck des grundsätzlichen Halbirens und Lavirens verweisen zu können. Referent sprach über Staatskirche, Freikirche und Volkskirche, meinte, die Staatskirche eile der Auflösung zu, verlangte eine freie Volkskirche, die aber die Vorzüge der davonstehenden Staatskirche so lange als möglich festhalten solle. „Diese Trennung wird ohne Zweifel kommen und dann wird der Kirche eine ganz neue Aufgabe gestellt werden. Gegenwärtig wäre der plötzliche Ubergang von der engen Verbindung von Staat und Kirche zur freien Kirche für viele schweizerische Nationalkirchen ein gefährlicher Sprung. Es ist auch sonst gar nicht erwünscht, daß die Kirche von Staatswegen völlig ausgeschlossen werde von ihrem Einfluß auf Ehe-, Schul- und Armenwesen. Es sei daher als Forderung der Gegenwart die Herstellung einer freien, schweizerischen Volkskirche unter dem allgemeinen Oberaufsichtsrecht des Staats anzubahnen. Diese Volkskirche aber solle die Glaubens- und Lehrfreiheit anerkennen und daher kein formulirtes Glaubensbekenntnis aufstellen, solle keine Bekenntniskirche mehr sein. Sie umfasse alle Getauften und Konfirmirten, so lange dieselben ihren Austritt aus derselben nicht erklärt haben. Das Fundament dieser Volkskirche bilden die Kirchengemeinden, denen das Recht der Wahl und Entlassung ihrer Pfarrer zukommt, sowie auch die Wahl der Kirchenvorversichtlichen und der Abgeordneten in die Synode, in welcher die Geistlichkeit als Korporation keine Vertretung mehr hat, und in welcher überhaupt der Unterschied von geistlich und weltlich aufzuheben sei. Diese Synode hätten dann die vollziehenden Kirchenbehörden zu wählen. Dem Staate gegenüber wäre eine solche Synode völlig frei; dagegen hätten deren Beschlüsse auch den Gemeinaden gegenüber keine Gesetzeskraft mehr, sondern es würde dem Gemeingeist überlassen, daß er den Beschlüssen zu allgemeiner Gültigkeit verheile. Dem Staat verbliebe das Recht, von sich aus alles, was zum Civilstand gehört, zu ordnen, den Religionsunterricht auf der untern Stufe nach seinem Gutfinden zu organisiren; ebenso wären ihm auch die theologischen Fakultäten, da sie eben einen Theil der wissenschaftlichen Anstalten bilden, zu freier Verfügung zu überlassen. Zum Schluß erwähnte Hr. Dr. Finkler, Vertrauen zu haben zu dem religiösen Bedürfnis und kirchlichen Sinn unseres Volkes, Geduld mit den verschiedenen Richtungen, vor allem aus aber zu glauben an den Herrn der Kirche, der Seine Sache nicht im Stiche lassen werde.“ (Nach dem Basler Volksboten.)

Schade war, daß die fleißige Arbeit sitzend und etwas monoton vorgelesen, nicht stehend und freier vorgetragen wurde, was sich alle folgende Redner zu ihrem Vortheile merkten.

Correferent war Pfr. Künzler von Tägerwilen, Präsident des reformirten Kirchenraths im Canton Thurgau. Er stimmte dem Vordredner meist bei, schenkte den Staatsherrn fast noch mehr Vertrauen und blickte unbesorgt in die Zukunft. Er verlangte ein Zusammenwirken von Kirche und Staat in der Weise, daß der Staat die Kirche äußerlich beschütze und unterstütze, und daß sich die Kirche den höheren Volksinteressen des Staates unterordne. Ein Bekenntnis sei von der Kirche nicht zu verlangen. Zu große kirchliche Neuerungen solle man unterlassen, sie könnten sonst zu Blut führen. — Ein schönes Bild führte er an, die Kirche sei kein steinernes Haus, das durch seine Festigkeit den

Stürmen der Zeit troge, sondern bestehe aus lebendigen Zellen; und wenn so der Organismus der Kirche weniger fest sei, so sei er doch lebendig und mehr werth, als ein todtter Steinkoloss. Hätte der Redner auch nur weiter bedacht, daß einzelne lebendige Zellen noch keinen Organismus ausmachen, sondern daß vorher die Idee des Wesens vorhanden sein und gestaltend wirken muß, ehe aus einzelnen lebendigen Zellen ein zweckmäßiger und schöner Organismus zu Stande kommt. So kann auch nur die praktisch gestaltende Idee der Kirche einzelne lebendige Personen und namentlich die Gemeinuden kirchlich machen.

Als Vorträger (Sprecher) traten unter Andern auf: Prof. von Muralt aus Lausanne, welcher für die freie Kirche und die christliche Lehre sprach und Schutz für die Gemeinden gegen die Lehrtyrannie Einzelner verlangte.

Prof. Aramare von Genf hingegen hält die Staatskirche für das Beste. Die Kirche gewänne dadurch am meisten guten Einfluß auf das Volk, solle sich nur nicht in das Politische mischen.

Pfr. Kind von Herisau, früher in Schiers, Canton Graubünden, erwähnt, daß es in diesem letztern, seinem Heimatcantone keine reformirte Kirche, sondern nur reformirte Kirchengemeinden gebe, welche nicht bloß selbstständig und unabhängig, sondern völlig souverain, welche durch Nichts mit einander verbunden seien, als daß sie reformirte Geistliche hätten, die jährlich einmal für sich, ohne Weltliche, zu einer Cantonsynode zusammenkämen. Jede einzelne Kirchengemeinde könne in Lehre, Cultus, Disciplin bei sich einführen und zurückweisen, was sie wolle. Das Treibende in der Gegenwart sei nicht die Kirche, sondern der Staat, welcher durch sein Vorgehen von selbst die Kirche nöthige, sich zusammenzunehmen und sich auf ihr Wesen zu besinnen.

Mit Gesang und Gebet wurde die Sitzung geschlossen.

Nachmittags 2 Uhr war gemeinsames Festmahl in der schön verzierten Turnhalle. Mehrere Toaste würzten das Mahl, darunter einer von Pfr. Wyssard in Lyß, Canton Bern. Redner trug eine Vision vor, darin er sich in den Himmel verückt darstellte und verschiedene große Männer, namentlich Propheten und Apostel, auch den Herrn Christus sah und sprach, wie etwa Odyseus in der Unterwelt mit den großen Todten verkehrte. Was jene Todten sprachen, war ein sehr liberales, doch immerhin von lebhaft religiösem Gefühle getragenes Christenthum. Einen Toast in gebundener Sprache trug Pfr. Wenzel in Schöneberg, Sohn des bekannten Literaturhistorikers in Stuttgart, der sich als lebendigen Schwaben darstellte, vor. Er hielt in sehr gelungenen Strophen den Pfarrern „Schöffhausen“ als Vorbild vor Augen, indem die eine Hälfte seiner Strophen jeweils den Schlusssatz hatte: Der Pfarrer muß „schöpfen“; und die andere den: Der Pfarrer muß „hausen“.

Der Abend wurde zu einem angenehmen Spaziergang an den Rheinfall und nach einer schwankenden Ueberrfahrt zu einer gemüthlichen Unterhaltung in dem Schiffschen Weib benutzt.

Ein Freiwilliger.

(Fortsetzung.)

Der Ort, von welchem der Brief geschrieben worden, war auf der Karte gefunden, aber mehr als fraglich schien es, ob der Verwundete dort werde geblieben sein. Wo wird er sein? Wer wird ihn pflegen? Welcher Arzt wird ihn behandeln? Diese Fragen kreuzten sich, suchten Antwort und fanden statt ihrer nur banges Seufzen. „Schreiben Sie an Ihren Sohn!“ sagte der Rath, „schreiben Sie noch heute!“ ich bitte Sie darum. Er soll sich um meinen Franz kümmern, soll schnell Auskunft geben, in welchem Lazareth er liegt, und welcher Arzt ihn behandelt. Er soll schreiben, was wir ihm schicken können. Doch nein, hier ist eine Geldsumme. Schicken Sie die an Ihren Sohn für unsern Franz! Doch nein, nicht so, ich will selbst an ihn schreiben, jetzt gleich, warten Sie, lieber Freund! Marie, ich gebe nur auf mein Zimmer, den Brief zu schreiben.“ — und sein Blick fiel auf die Frau. In der Bewegung des Augenblicks hatte er bisher nichts gesehen als den verwundeten Sohn und an nichts gedacht, als an ihn. Jetzt ruhte sein Auge auf dem Schmerzengesicht seiner Gattin, und das ihre auf dem seinigen, und sie fiel ihm um den Hals und Beide weinten bitterlich. Der Briefträger zog sich nach der Thüre zurück, und große Thränen hingen an seinen grauen Wimpern.

„Nun laß mich,“ sagte der Rath, „wir müssen unser Geschick tragen. Ich sage dir's immer: seinem Geschick entgeht Niemand. Ich will den Brief schreiben. Guter Freund, wollen Sie noch einige Minuten warten? Sie legen ihn dann mit ein in den Brief an Ihren Sohn.“ Die Frau sprach: „Ich weiß nicht, ob dieser Weg der richtige ist. Der Brief braucht 6 Tage, um an Ort und Stelle zu sein, dann ist unser Briefträgers Sohn längst fortmarschirt. Vielleicht ist er schon jetzt seit 5 Tagen auf dem Marsche. Er kann unsern Franz nicht finden und ihm nichts schicken. Wir können ihm auch nicht direkt schreiben, ehe wir nicht erfahren, in welches Lazareth er gebracht ist. Laß es uns noch erwägen, was wir zu thun haben. Ich habe einen Rath, ich will ihn dir nachher aussprechen. Unser guter Briefträger soll nicht länger warten. Sie guter Mann, wir danken Ihnen!“ — Fragend sah sie ihren Gatten an, und dann den treuen Briefträger wieder. „Ich kann morgen die Nachricht bekommen,“ sagte dieser, „die Sie heute bekommen haben. Wir müssen Alles in Gottes Hände legen.“ Der Rath hatte den fragenden Blick seiner Frau verstanden. Noch hielt er das Geld in der Hand, das er für den Verwundeten bestimmt hatte. „Nehmen Sie es,“ sagte er zum Briefträger, „schicken Sie es Ihrem Sohne, damit er etwas in Händen habe, wenn ihm ein Malheur passiert. Kein Wort darüber! Wenn Sie etwa neue Nachricht bekommen, benachrichtigen Sie uns, und habe ich eine Bitte an Sie, dann schicke ich zu Ihnen.“

Der Briefträger trübte Welden die Hand und ging. Den Brief

ließ er liegen und sie waren allein. Eine Weile währte es, in der Niemand ein Wort sprach. Dann sagte der Rath: „Was wolltest du mir sagen?“ Die Frau erwiderte: „Einer von uns muß hin, muß bei ihm bleiben. Ich will es, will es gern, aber wenn du es willst, so thue du es!“ Und die Stimme versagte ihr vor Schluchzen.

Wie ein Licht ging dies Wort vor der Seele des Mannes auf. Unzweifelhaft war es, daß mit allem Warten und allem Schreiben nur Zeit verloren werden konnte, und jeder Tag, vielleicht jede Stunde war kostbar. „Ja!“ sagte er, „ja! Gehen! Du hast Recht! Aber nicht du! Du kommst nicht durch! das ist nichts für Frauen! Ich will hin.“

„O ich käme durch,“ erwiderte die Mutter, „und wenn ich bis an's Ende der Welt müßte, ich käme zu meinem Kinde. Aber wenn du gehen kannst und willst, so bleibe ich. Das Bleiben ist schwerer als das Gehen.“

Die Sache wurde verathen. In aller Eile wurden die geschäftlichen Angelegenheiten des Mannes von ihm erledigt. Seine Verbindungen erleichterten es ihm, diejenigen Papiere zu empfangen, deren er für den Weg nach dem Kriegsschauplatz bedurfte. Nach 24 Stunden vergingen, und er war auf dem Bahnhof. Ein letzter Abschied von seiner Frau, die Locomotive pffft und der Zug braust von dannen. Als die Menschenmasse, die auf dem Perron sich bewegte, sich zerstreut hatte, wandte auch eine Frauengestalt von dannen. Ihre Lippen waren fest geschlossen, aber ihres Herzens Worte, die kein Mensch vernahm, hat Gott im Himmel gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Nachrichten.

München. Vom 22. — 24. September tagte hier die Alt-katholikenversammlung. An 500 Abgeordnete sind zusammengelommen. Unter den Anwesenden befanden sich Dr. Overbeck aus England, der spanische Geschäftsträger im Haag Juan de Aladro im Auftrag seiner Regierung, Prof. Ossinje aus St. Peterburg, Vater Hyacinthe, Dr. Schulte aus Prag u. Das bayerische Kultusministerium ordnete den Ministerialrath Süßmayer ab. Oberstaatsanwalt Wolf eröffnete die erste nicht öffentliche Versammlung am 22. Sept. Ehrenpräsident ist Dr. Schulte, Vizepräsident Dr. v. Windscheid aus Heidelberg und Dr. Keller von Karau. Dr. Döllinger wird besonders ehrerbietig begrüßt, als Haupt der reformatorischen Bewegung. Professor Huber hält einen Vortrag über das von Schulte, Huber, Krinsens und Döllinger festgesetzte Programm, welches erklärt, an dem alten Glauben und an der alten Kirchenverfassung, sowie an Primat des römischen Bischofs, wie diese von den früheren Konzilien anerkannt wurden, festzuhalten. Es verwirft die neugeschaffenen Dogmen, besonders die Unfehlbarkeit des Papstes und erklärt sich für Reform der Kirche im Geiste der alten Kirche, wodurch die berechtigten und erwünschten Ebnahme des Volkes an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllt würde. Die bischöflichen Rechte sollen gewahrt werden. Das Programm hofft die Wiedervereinigung mit der griechischen Kirche, sowie die Verständigung mit den übrigen christlichen Bekenntnissen, besonders mit den protestantischen und bischöflichen Kirchen Englands und Americas, erklärt die Gemeinshädlichkeit des Jesuitenordens und wird den Regierungen im Kampfe gegen den im Syllabus dogmatisirten Ultramontanismus zur Seite stehen. In den Verhandlungen wies das Programm mit einigen Abänderungen angenommen, so namentlich heißt es in Beziehung auf die Bildung der Geistlichen: „wir betrachten die künstliche Abschließung des Klerus von der geistigen Kultur des Jahrhunderts (in Knabenseminarien und einseitig von Bischöfen geleiteten höheren Lehranstalten) bei dessen großem Einfluß auf die Volkskultur zur Erziehung und Heranbildung eines sittlich frommen wissenschaftlich erleuchteten und vaterländisch gesinnten Klerus für höchst ungeeignet.“ — Besondere Gemeinden sollen organisiert werden, welche ihre kirchlichen Bedürfnisse durch vom Staat anerkannte Priester besorgen lassen; der Einzelne soll berechtigt sein, während des Nothstandes fremde Bischöfe (die Janzenisten in Utrecht? die Griechischen?) zur Vornahme bischöflicher Funktionen anzugehen; sobald der richtige Augenblick gekommen ist, soll regelmäßige bischöfliche Jurisdiktion eingeführt werden. Döllinger bat gegen Bildung eigener Gemeinden große Bedenken, weil dies zu einer Spaltung führen könne und doch hätten sie sich zum alten katholischen Glauben bekannt; man solle die jetzige Lage nur als Nothstand ansehen. Gerade deshalb aber glaubte die Mehrheit entschiedene Schritte thun zu müssen, um leichter aus dem Nothstand herauszukommen. Döllingers Antrag wurde mit großer Mehrheit verworfen (er erhielt nur etliche 20 Stimmen). Döllinger ist überhaupt, wie es scheint, in eine abwehrende Haltung gegen die Bewegung getreten, weil sie gegen die Kirche und Hierarchie gehe und zu einer Sekte führe.

Am 23. September fand in dem Glaspalast eine öffentliche Versammlung statt, zu der 6600 Karten ausgegeben waren. Döllinger fehlte in derselben. — Am 24. September (Sonntag) hielten die Alt-katholiken in der Nicolikirche einen Gottesdienst. Dr. Michells las die Messe. Nach derselben wurden Gebete für Abwendung der der Kirche drohenden Gefahr und für die verstorbenen Alt-katholiken, besonders für Dr. Zenger gehalten. Nachmittags fand die 2. öffentliche Versammlung mit Ansprache statt. An 5000 Theilnehmern waren anwesend. — Verhängnißvoll ist, daß auch Ronge nach München gekommen ist, um einen Vortrag zu halten, doch nicht in der Alt-katholikenversammlung.

Berlin. Bekanntlich hat die Mehrheit des Abgeordnetenhauses im Jahre 1869 auf Antrag des Herrn Parisius der Berliner Mission in Südafrika die schon vor der Verfassung von Friedrich Wilhelm IV. verwilligten 500 Thaler von den Staatsausgaben gestrichen. Um des guten Rechtes willen hat die Gesellschaft Klage erhoben und in zweiter Instanz, vor dem Kammergericht, hat sie den Prozeß gewonnen und

wurde der Fiskus verurtheilt den Betrag ferner zu zahlen und für 1870 und 1871 nachzuzahlen, weil diese Ausgabe zwar nach verfassungsmäßiger Uebung dem Abgeordnetenhaus vorgelegt werden müsse, die Zahlungspflicht dem Fiskus aber schon vor Einführung der Verfassung durch Kabinettsordre auferlegt sei. Der Fiskus hat an den obersten Gerichtshof appellirt.

Berlin. Militärprediger Jahr von Königsberg ist vom Kriegsministerium in Berlin zum Feldprediger des badisch-preussischen Armeekorps mit dem Wohnsitz in Karlsruhe ernannt worden.

Braunschweig. Die Braunschweigische Landesregierung hat, nach vorhergehender Verhandlung mit dem Consistorium, mit der Ständeversammlung ein Gesetz vereinbart, wornach die Stollgebühren in der Landeskirche von Neujahr 1873 an abgelöst werden. Die Ablösungssumme beträgt eine Million Thaler, welche angeblich aus dem Erlös für die verkauften Eisenbahnen genommen werden wird. Die Maßregel findet namentlich unter den Geistlichen verschiedene Beurtheilung.

Halle. Dr. Hermann Adalbert Daniel, Professor am Pädagogium, bekannt durch seine liturgischen, besonders hymnologischen Arbeiten, ist am 13. September, 59 Jahre alt, gestorben.

Pest. Am 11. September wurde Bischof Jekelfalussy von Stuhlweissenburg von dem feierlich versammelten Ministerrath mit einem kaiserlichen Verweis belegt (citatis ad audiendum verbum regis), weil er die Konzilsbeschlüsse in seinem Sprengel veröffentlicht hatte, ohne dazu von der Regierung die Erlaubniß zu haben. Der Bischof unterwarf sich dem Verweise und erklärte, daß er bereit sei, sich den Landesgesetzen zu fügen. Hierauf nahm ihn Minister Graf Andrássy am Arm, führte ihn in sein Kabinet und unterhielt sich herzlich mit ihm.

London. Eine neue indische Post bringt aus Zanzibar die Kunde, daß Dr. Livingstone sich im Westen des Tanganika-Sees wieder hat sehen lassen, von wo aus er Boten nach Udschidschi sandte, um sich seine Zubehöre kommen zu lassen. Ein junger Amerikaner, Namens Stanley, hat sich in Gilmärschen von Zanzibar nach Udschidschi auf den Weg gemacht, um dem Reisenden Hilfe zu bringen.

China. In der Nähe von Kanton wird z. B. in der Stadt Fatschan der Haß gegen die Christen, besonders gegen die Missionare durch Anschlag von Plakaten genährt, in welchen die rothhaarigen fremden Teufel (so werden die Europäer titulirt) beschuldigt werden, daß sie ein giftiges Pulver fabriziren und durch dasselbe Weider und Mädchen besonders empfänglich machen für das Christentum. Die Reichen besreiten sich von diesem Gift durch große Summen, die Armen sollen ihm zum Opfer. Es scheint, daß Betrügerei der Feinde des Evangeliums die Hand in der Sache hat und mit den christlichen Schriften giftige Plakate verbreitet, um Haß gegen die Missionare zu erregen. Bereits sind die Stationen der Warner Missionare Krolezyl in Sbeklung und Kafen in Lungkun zerstört und die Christen verjagt worden. Die gefangenen Hühnerknochen wurden für Gebeine ermordeter christlicher Kinder gehalten, um aus deren Augen die giftige Medizin zu bereiten. Die Haare der Kopfhaarmatrazen wurden für Haare ermordeter Chinesen ausgegeben, denn die „fremden Teufel“ haben andere Haare. — Nach den letzten Erlassen der Regierung ist von dieser Seite wenig Schuß zu erwarten. Ob die englische und deutsche Regierung einschreiten werden? Jedenfalls steht der chinesischen Mission eine ernste Prüfungszeit bevor.

Diakonissenhaus.

Am 13. September feierte die Karlsruher Diakonissenanstalt ihr 18. Jahresfest. Es war ein schöner, reicher Tag für die zahlreichen Festgäste, denen wir nur etwas mehr Mischung mit Einwohnern von Karlsruhe aus den Kreisen der gebildeteren Gesellschaft gewünscht hätten. Da die Kapelle nicht alle Festgäste faßte, so wurde auch im Hof eine Versammlung gebildet, denen Pfarrer Ludwig von Ruffbaum und Hausvater Mayer mit dem Worte dienten.

In der Kapelle hielt Pfarrer Peter von Spöck die Festpredigt über Luc. 22, 29: „Ich will euch das Reich beschreiben, wie mir mein Vater beschreiben hat.“ Es ist etwas Großes, seinen Beruf darin zu finden, dem Herrn zu dienen. Viele Gottespflanzen solcher dienender Liebe sind mitten unter den Gistpflanzen unserer Zeit nur in den letzten Jahrzehnten gesetzt worden: die Kleinkinderschulen, die Herberge zur Heimath, die Mägdeherberge, der Golportagverein, die Reiseprediger u. s. w. Der Herr hat in diesen letzten Tagen, wo so viel Abfallgeißel sich zeigt, seine Hand mächtig aufgethan nach Joel 3 und gießt seinen Geist aus auf Söhne und Töchter, auf Knechte und Mägde.

Wie erhalten wir aber diese angefangenen Reichsarbeiten? Darauf gibt der Herr in unserm Text die Antwort. Seinen Jüngern soll das Reich beschreiben werden auf demselben Wege, auf dem es ihm von dem Vater beschreiben worden ist. Anders als in den weltlichen Königreichen ist die heilige Reichsordnung Gottes: der Gewaltigste ist, wer am meisten dient in der Liebe, der Vornehmste ist, wer sich am tiefsten beugt. Der Geist der Selbstüberhebung ist der verderbliche Grundzug unseres Geschlechts. Für das eigene Wohl können wir uns abmühen, — aber für das Wohl Anderer? ach wie selten! — Wenn ein Königreich Gottes unter uns mitten im Reich des Argen errichtet werden sollte, müßte ein Mensch da sein, welchem das Wohl Anderer über Alles ginz. Unter uns sind alle krank an Selbstüberhebung. Einer ist hereingetreten in dieses Lazareth, der unser Wohl höher taxirt hat, als die eigene Herrlichkeit. Das ist die That Jesu, der von oben gekommen ist, und da in göttlicher Gestalt war, hätte er sein Gottgleichsein wie einen Raub ansehen müssen, wenn er unser Elend ansah. Er legte die Herrlichkeit ab und nahm Knechtsgestalt an. Er hat gut gemacht, was du und ich durch Selbstüberhebung übel gemacht haben. Ja er hat die Schächergestalt angenommen, ist unter die Uebelthäter gerechnet worden. Damit ist dieser

Eine aber unsere Versöhnung, die Ursache der Gnade. Wer ein Christ ist, in dem ist ein Echo dieser Liebesthat, daß es reizt, ihm nachzugehen. Der Vater hat ihm das Reich mit seinen Höhen, Tiefen und Breiten gegeben, auch dich. Unser Geschlecht wäre sonst schon zu Grunde gegangen. Willst du dir nicht dienen lassen von ihm? Ich selbst könnte mir nicht helfen, aber durch ihn habe ich Reichsbürgerrecht. Wie könnten wir ihm dienen, wenn er nicht zuvor gedient hat. Zerschören können wir die Pflanzungen Gottes, schaffen nicht. Mäget, ihr Schwestern, durch diese Thüre eingegangen sein! Wenn der General diesen Weg des Dieners vorangeht, wer sind wir, die wir als Gemeine dienen, wenn wir ihm nicht folgen? Alle Tage müssen wir aber dieses Dienen vom Heiland lernen in Demuth. Der schöne Name Diaconissen heißt Dienerrinnen. Der Herr setzt hinzu, es sei nicht genug, ein solcher Dienender zu sein, sondern auch auszuhalten in den Anfechtungen (Luc. 22, 28). Der Herr stärkt dazu, setzt uns an seinen Tisch, erquidit uns. Er sagt uns, daß er uns lieb habe, — das ist Manna! Er verheißt Stühle und Kronen, denen die dienen. — Seit der Schritt geschehen ist, daß der Höchste der Niedrigste geworden ist, liegt ein Bann auf Jedem, der sich selber lobt. Nicht das Nichten über die Schäden der Welt macht uns zu Christen, sondern das Herabsteigen, das Dienen; so können wir die kranke Menschheit heilen. Das soll der Segen des heutigen Festes sein, daß wir uns in diesen Weg, das Reich zu erlangen, hineinstellen. (Schluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

Bitte.

Die Freunde des Pilgerhauses bei Weinheim wissen, daß die Anstalt seit einigen Jahren mit einem stets wiederkehrenden Deficit zu kämpfen hatte, hervorgerufen hauptsächlich durch die hohen Preise aller Lebensmittel, bei einem sehr mäßigen Kostgelde der meisten Jünglinge. Die Schuld, welche auf diese Weise entstanden ist bis auf 1200 Gulden gestiegen, aber durch die Güte der verehrten Wohlthäter des Hauses bis auf etwa 600 Gulden herabgemindert worden. Durch den Neubau einer Scheuer mit entsprechenden Stallungen in diesem Sommer, der seit Jahren verschoben, nun aber zur unabwendlichen Nothwendigkeit wurde, weil die alte Scheuer einzustürzen drohte, vermehrte sich diese Schuld wieder um 1800 Gulden, so daß unsere Anstalt dormalen die Gesamtschuld von 2400 Gulden drückt, welche nur durch freiwillige Liebesgaben bereinigt werden kann. Der Verwaltungsrath des Pilgerhauses bittet daher die Freunde der armen Kinder dringend, ihm solche zu genanntem Zwecke zukommen zu lassen und hofft zu Gott bei recht vielen derselben freundliche Erörterung zu finden. Der Herr selbst aber wolle alle unsere Wohlthäter mit seinem besten Segen segnen.

Die Gaben können an Hausvater Koch in Weinheim, oder an den unterzeichneten Pfarrer in Nedarau bei Mannheim übergeben werden.

Im September 1871.

Im Namen des Verwaltungsrathes:
Ledderhose.

Zur Empfangnahme von milden Gaben für das Pilgerhaus bei Weinheim ist gerne bereit
Die Expedition dieses Blattes.

Unsere Herbstkonferenz

soll, so Gott will, dieses Jahr am 18. Oktober, wie gewöhnlich im Amalienbad in Durlach

gehalten werden. Anfang derselben: Vormittags 10 Uhr. Gegenstände der Beratung: 1) Die bevorstehende Feier des fünfzigjährigen Bestandes der Badischen Union; 2) Berichterstattung über die Verhandlungen der letzten Generalsynode; und 3) Angelegenheiten des evangel. Kirchen- und Volksblattes.

Geistliche und Nichtgeistliche, welche auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen, sind hierzu freundlich eingeladen.

R. Zimmermann,
Stadtspfarrer.

Bisheriger Absatz über 60,000 Exemplaren!

Die erste Auflage von

Joh. Fried. Stark's

Evangelien-Predigtbuch

mit Stahlstich und 78 Holzschnitten

hübsch gebd. in Halbfranzband zu 2 fl.

ist soeben eingetroffen in der

Creuzbauer'schen Sortimentsbuchhandlung in Karlsruhe.

Stelle-Gesuch.

Eine gebildete Wittwe, im Rechnen und Schreiben wie auch in sonstigen weiblichen Arbeiten gewandt und erfahren, deren Tüchtigkeit erprobt und durch gute Zeugnisse bestätigt werden kann, sucht als Aufseherin oder Leiterin in einem größeren Geschäft angestellt zu werden.

Stuttgarter evangelisches Sonntagsblatt

von Pfarrer Held (Ausgabe 35,000). Wie wir bisher uns redlich bemüht haben, vor Freund und Feind zu bezeugen, was unserer Zeit zum Frieden dient, so denken wir auch ferner die Fahne Christi hochzuhalten in der Ueberzeugung, daß auch im bürgerlichen und häuslichen Leben kein Heil ist außer ihm. Dabei werden wir übrigens die gemüthlichen Bedürfnisse der christlichen Familien stets im Auge behalten. Man abonniert je beim nächsten Postamt à 15, in Baden à 19 fr. 1/4 jährlich, und bitten wir genau unsern Titel „Stuttg. evangel. Sonntagsblatt“ zu beachten.

Der Herausgeber.

Karlsruhe. Druck und Verlag bei Friedrich Gutsch.